

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 16 (1940)

Heft: 31

Artikel: Casa Borrani

Autor: Matzig, Richard B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-757574>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

O wie schön, wie wunderbar schön war doch dieses Mädchen — seine Maria, wie er es instinktiv nannte.

Unter der Statue standen ein paar Worte. Aber er konnte ja nicht lesen. Was hätte er jetzt dafür gegeben, wenn er den Namen hätte lesen können. Denn, so dachte er ganz richtig, es muß doch wohl der Name sein. Joaquim konnte auch nicht lesen. Manuel war ganz verzweifelt. Und plötzlich, er wußte selber nicht, was er tat, packte er den nächsten Spaziergänger beim Arm und zerrte ihn vor die Statue. Dort bettelte er: «Lies mir das bitte vor. Ich kann nicht...»

Der Fremde blickte erschrockt auf und versuchte sich loszureißen. Aber Manuel hielt ihn am Ärmel fest und forderte: «Da, lies mir das vor! Lies, du Stadtmensch! Du bist ja schuld daran, daß ich nicht lesen kann. Und du hast noch viel mehr Schuld, weißt du das?»

Der Fremde gehörte bebend dem Zwang der eisernen Fäuste und las: «Blume der Berge.»

«Danke, danke schön!» sagte Manuel und ließ ihn ebenso plötzlich wieder los. Blume der Berge... Blume der Berge... so redete er vor sich hin. Vor seinem Geist stand Marias liebes, braunes Gesicht, Zug um Zug so klar und deutlich... Eine seltsame Sehnsucht bemächtigte sich seiner: Ob er sie denn nicht auch in Marmor meißeln könnte? Ja, aber man mußte ja zunächst viel lernen, können, wissen...

Dieser Gedanke verfolgte ihn in jeder Minute. Und in einer der schlaflosen Nächte begriff er, daß er die Ruhe seiner Seele dafür hingegeben hatte, daß er nie mehr glücklich sein würde.

Da wurde Manuel todtraurig. Joaquim schlug ihm auf die Schulter und fragte aufmunternd: «He, Manuel, was meinst du, wollen wir nun wieder ins Dorf zurück oder nicht?»

Manuel sah ihn groß an, als erwache er aus einem schweren Traum. Er ging noch einmal in den Garten und liebkoste mit einem letzten Blick, einem letzten Gruß die schöne weiße Blume der Berge. Dann sagte er zerstreut: «Ja, gehen wir...»

Die heimatlichen Berge tauchten auf. Er schaute sie an und fühlte doch diesmal nur, daß auch sie ihn nicht mehr glücklich machen konnten. Die Stadt hatte ihn gefangen. Jeder Schritt, der ihn weiter von ihr fortführte, vergrößerte seine Qual, die man mit der eines Blindgewordenen vergleichen konnte, dem man, nur für Augenblitze, das strahlende Licht der Sonne zeigte, um ihn dann wieder in seine Finsternis zurückzuschieben.

Er kam heim in sein Dörflein. Er umarmte seine beiden Lieben, die ihn sehnlichst erwarteten, die gute Mutter und die kleine Maria, seine lebendige «Blume der Berge». Aber das tiefe Heimweh wollte nicht schwingen. Sie spürten, daß er litt. Es drückte ihnen fast das Herz ab.

Die Zeit verging. Die Sehnsucht nach Wissen, nach Könen, nach Kunst verzehrte ihn von Stunde zu Stunde mehr. Er war zu einem Schatten geworden.

Eines Abends sah er einen Schwarm Zugvögel über sich hinwegfliegen, dem Süden zu, in unbekannte Ferne. Er raffte sich aus seiner stillen Traurigkeit auf und wanderte am nächsten Morgen wieder fort. In die Stadt. Seine alte Mutter und seine kleine Maria weinten sich die Augen aus.

Jahre kamen, Jahre gingen. Mit ihnen viele schlechende Stunden der Verzweiflung, viele rasende Stunden der Freude. Er war ein berühmter Bildhauer geworden. Und als er endlich sein schönstes Werk, die Büste seiner Maria, vollendet hatte, da machte er sich auf, um seine Mutter wiederzusehen, um seine Braut heimzuführen. Seine Schritte befüllten sich, als er jenes kleine weiße Häuschen am Ende der staubigen Dorfstraße liegen sah. Er klopfte einmal an. Zweimal. Noch einmal... Niemand antwortete. Da gewahrte er voller Angst, daß die Gardinen so ganz anders aufgesteckt waren als früher. In diesem Augenblick ging eine alte Bäuerin vorüber. Er hielt sie an und fragte sie nach jener «lieben Alten», die immer hier gewohnt hatte. Sie antwortete: «Tot.»

«Tot? Meine Mutter ist tot?»

«Ach... du bist es, Manuel?» Die Bäuerin kam näher. Du bist gar nicht mehr wiederzuerkennen. Ja, denk mal», fuhr sie mit einer stillen Wehmuth fort und zeigte dabei nach dem Friedhof hinüber, «dort liegen sie beide... die Blättern... sie rissen sie beide mit...»

«Maria auch? Sag, meine Maria ist auch tot?»

Sie faltete die Hände: «Mein Sohn, bete.»

Aber er schrie auf: «Wie kann ich denn noch an Gott glauben!»

Die Bäuerin bekreuzigte sich und ging verängstigt von dannen. Und wie ein Verdammter schlepte sich der unglückliche Wanderer aus seinem Heimatdorf davon.

Als er wieder in die Stadt kam, als er in den steinernen Frieden seines Ateliers eintrat und das Abbild seiner Geliebten betrachtete, schlug er seine Hände vors Gesicht und weinte...

Es war Nacht geworden. Da erhob er sich, und seine Hände streichelten in heißer Liebe die kalte Statue.

Und plötzlich war es, als ob sich die Bildwerke von allen Seiten gegen ihn neigten, und als ob es im Raum anfangen zu klagen und zu klingen...

Ja, er war, sie alle waren ewig sehnstüchtige Wanderer auf dieser Erde.



Casa Borrani in Ascona.

Casa Borrani

Von Richard B. Matzig

Jahrhundertelang träumte Ascona sein eigenes Dasein, durch die Maggia und ihr Delta dem nahen Locarno entzückt. Seit jehrer Marktflecken, Borgo genannt, blickt Ascona hinüber nach Italien, durch zwei kühne Bergnasen hindurch, die sich am Horizonte abzeichnen. Das Städtchen liegt zwischen dem Schwellenland des Salegg, wo Pappeln rauen und im Herbst zinnberotte Kürbisse am Boden liegen, und dem Monte Verità, dessen antike Landschaft von Lorbeer-, Feigen-, Öl- und Mandelbäumen bewachsen ist. Hinter dieser subtropischen Fülle erheben sich Schneeberge, die kühl Winden senden und oftmals den stahlgrauen See tief aufwühlen. Vier Schlösser mit Zackigen Türmen ragen aus der Vergangenheit. Zwei blicken nach Osten und Norden, eines nach Westen, und das vierte, das Castell der Grafen Grilioni, blickt von der Piazza nach Süden über den See. Adelsstolz und Bürgerwürde mahnen von manchem Wappenschild über verwitterten Torbögen, alte Häuser mit Bogenfenstern und glyzinienbewachsenen Loggien bewahren, abseits der Hauptgassen, ihr historisches Geheimnis.

Viele Generationen lang wurde Ascona beherrscht von den mailändischen Bischöfen und den «Grafen der drei Täler Livinen, Blenio und Verzasca», den Herren Grilioni, Caranci und Duni. Ascona bewahrte auch etwas von der kühnen Dunkelheit, die im Profil seines Seelorgers, des Kardinals Carlo Borromaeo, lag. Ein Atem von Gottesstrengtheit geht durch die alten Häuser, und wer vom jugendlichen Lachen, Plaudern und Kokettieren der Cafés ins Dunkel der Gassen entweicht, spürt die Vergangenheit mehr als die Gegenwart.

Ganz zeitlos wirkt der Platz vor der Kirche. Eng stehen die Kirche und ihr Glockenturm, das Municipio und die Casa Borrani beisammen. Bis hierher ging in früheren Zeiten der See und überschwemmte oft das Pflaster. Ein harter Wappenschild zierte in Manneshöhe den Kirchturm, in dessen Nähe ein Brunnen aus heidnischer Fratze Wasser speit. Düster wuchtet das Municipio daneben. Das dritte Haus aber, die Casa Borrani, gehört einer anderen Welt. Dieser Palast zeigt eine üppige, schöpferische Fassade, mit Reliefs, Plastiken, Ornamenten voll lebendigen barocken Schwunges. Wenn man die fünf Meter vom Kirchturm zur Casa Borrani durchschreitet, so scheint es, als ob man von der mittelalterlichen Gottesstrenge der Scholastik in die heidnische, sinnliche Gestaltungsfreude des späten Renaissance ginge. Um die Casa Borrani weht kein gegenreformatorischer Ernst, von hier aus konnte niemals die Austreibung Andersgläubiger beschlossen werden. Über dem Portal mit dem dreifach gebrochenen Bogen ruhen ein Jungling und eine junge Frau in marmorner Nacktheit und halten mit gelöster Gebärde das Wappen, einen steinernen Falken. Unter dem Falken zeugt eine Gedenktafel vom Meisterstolz des Bildhauers:

CHRISTOPHORUS SERODINUS
RESTAURAVIT ET AMPLIVAVIT
10 T BAPTISTA EIUS FILIUS FECIT
ANNO MDCCX

Über dem Wappen stehen ein leichter Balkon und ein hohes Fenster, in dessen oberem Bogen fast lebensgroß die schöne Gruppe der Madonna mit ihrem Knaben schwelt, zu beiden Seiten adoriert von einem beschwingten Engel. In gleicher Höhe wie die Pietà wird links und rechts je ein Fenster von einem kräftigen Falken, dem Wappentier, geziert. Über jedem der beiden Bögen ruhen zwei michelangeleske Stuckfiguren, königlich und verträumt, die — nach dem unsterblichen Vorbild in Florenz — «Tag und Nacht» und «Morgen- und Abenddämmerung» bedeuten mögen. So ist die Madonna beiderseits in leichter Erhöhung vom Rhythmus

des schöpferischen Tages in seinen vier Gestaltungen umgeben. — Von besonderer Meisterschaft zeugen die Reliefs, die sich im ersten Stock und unter dem Giebel über die Fassade hinziehen. Ueber der Eingangstür, vom mächtigen Mittelfenster unterbrochen, ziehen sich Naturgottheiten hin, nackte Gestalten, deren Glieder in üppige Pflanzenornamente übergehen. Unter dem Giebel, zu Häupten der vier Tagesgötter, erstehen links und rechts je zwei Reliefs, die in feiner Gestaltung und mit sinnlicher Wirkung den Sündenfall und die Vertreibung aus dem Garten Eden darstellen. Die anderen beiden Reliefs zeigen in schwer deutbaren Bildern Traumvisionen auf. Die ganze, lebhafte gestaltete Fassade hinterläßt das Gefühl eines jugendlichen Rhythmus und einer weltfrohen Frömmigkeit, in der heidnische Form und lächelndes Christentum sich vermählen.

In diesem Palaste mögen zur Gamba und zur Viola d'amore wehmütige und frohe Liebeslieder erklingen sein. Bei Kerzenlicht lauschten die Contessen und Cavalieri dem begeisterten Magister, der Tassos befreites Jerusalem vorlas, und statt würdiger Traktate mag hier das Gefächter Pietro Aretino neu erklingen sein. Dieweil dunkelte in den bauchigen Boccalinos der herbe, berausende Nostrano. — Was tat es, wenn sich im engen Raum drei Welten trafen? In der Kirche summten die Priester ihre Messe, im Municipio berieten die Stadtväter über Ernte, Abgaben und Fischerei, und hier, im Palazzo Serodino, der heutigen Casa Borrani, schwieben die jungen Geschlechter von der Gigue und Sarabande zum Menüett. Intrigen, Liebe und Eifersucht, Pestnot, Glaubensspaltung und Überschwemmung, dies alles überwand das heitere Geschlecht in seinem Dienst an der Schönheit, an Bacchus und an Aphrodite. Und Nacht für Nacht rauschte der See seinen ewigen Kontrapunkt dazu. Heute erhebt sich noch immer die Andacht in der Kirche, noch immer beraten die Gemeinderäte im Municipio. Ungebrochen ist die Tradition, obgleich vor nicht so langer Zeit die Stadtväter von ihren Mitbürgern auf die Piazza geworfen und nebenan die Glocken im Sturm geläutet wurden. Vergangen und erstorben aber ist das Leben in der Casa Borrani. Von Zeit und Wetter müde geworden, blickt die schöne Fassade den Wanderer an. Stolz gereckt tragen die brüchigen Falken ihre verwitterten Gottheiten. Dunkler von Regen und Sturm wurde das lächelnde Gesicht der Madonna. — Einsamkeit und Finsternis scheinen das Innere des Hauses zu erfüllen.

An sonnigen Tagen jedoch sitzt ein uraler Herr auf der Schwelle, halberblindet, und startt auf den Kirchplatz. Es ist Signor Borrani, der letzte Hausherr des Palastes. Nie spricht er mit Menschen, nie empfängt er Besuch. Jahrzehnte, jahrein sitzt er an Sonntagen vor seinem Hause und scheint dessen Weihe zu hüten. Nur einmal im Jahr, an der patriotischen Feier des 1. August, tritt er auf die Piazza, unter das Volk, und besteigt langsam die Tribüne. Dann hält er die Festrede. Jeder ist verwundert und gepackt von der klaren Stimme, deren der gebrechliche Herr mächtig ist; in wohlgesetzten, mitreißenden Perioden feiert er den Tag und das Vaterland. Zuweilen soll er auch in schweren Stunden, in denen Zwietracht und Gefahr die Bürgerschaft zu zerreißen drohte, unter die Menge getreten sein und mit adliger, souveräner Gebärde Frieden gestiftet haben.

Jetzt sitzt er wie erloschen vor seinem Palaste. Er soll ein dickes pergamentenes Buch besitzen, munkeln die Fischerfrauen, in dem die Chronik seines Hauses aufgezeichnet ist. Niemand hat dieses Buch jemals gesehen. Vielleicht erhalten wir einmal Kunde von den leuchtenden Schicksalen und den dunklen Geheimnissen, deren Erinnerung in der Casa Borrani geistert.